



TORSTEN WEILER

Der Seidenweber

*Historischer Roman
vom Niederrhein*

GMEINER



TORSTEN WEILER
Der Seidenweber

AM SEIDENEN FADEN Krefeld um 1820: Nach Jahren französischer Besatzung ist die Stadt wieder preußisch, die Krefelder suchen ihr Glück in der aufstrebenden Seidenindustrie. Auch der junge Bäckerssohn Gustav ist fasziniert von der Schönheit des edlen Stoffs. Als Kind erlebt er, wie der Rausch der Seide die Stadt zerreißt: In fast jedem Haus läuft ein Webstuhl, und die Seidenverleger gieren nach immer neuen Arbeitskräften. Doch als Preise und Löhne sinken und wütende Webergesellen die Paläste der reichen Seidenbarone angreifen, beenden Soldaten aus Düsseldorf den Aufstand. Trotzdem brennt in Gustav die Leidenschaft für den feinen Stoff, und er will sie zum Beruf machen: Mit seinem Freund Willi träumt er davon, eine eigene kleine Manufaktur zu gründen. Als er seiner großen Liebe Johanna begegnet, nimmt sein Leben eine Wendung. Die junge Frau scheint mehr über Gustavs Familiengeschichte zu wissen als der junge Weber selbst ...

© privat



Torsten Weiler ist in Krefeld aufgewachsen und kennt die Stadt als Journalist genau. Während seines Studiums hat er für die Rheinische Post geschrieben und danach als Redakteur beim WDR-Fernsehen unter anderem aus dem Hauptstadtstudio in Berlin berichtet. Seit einigen Jahren arbeitet er im Landesstudio Düsseldorf im Team der »Lokalzeit«. Nebenher schreibt er Bücher – unter anderem über Krefeld und den Niederrhein. Auf die Idee für »Der Seidenweber« ist er bei Recherchen zur eigenen Familiengeschichte gekommen. Dabei hat er entdeckt, wie fesselnd das 19. Jahrhundert in Krefeld war – mit seinem schillernden Reichtum und seinen harten Konflikten. Die Geschichte des Seidenwebers Gustav Puller ist auch die Geschichte seiner Vorfahren.

TORSTEN WEILER

Der Seidenweber

*Historischer Roman
vom Niederrhein*

GMEINER



Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2024 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0

info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart

unter Verwendung eines Bildes von: © www.ostwall.de

ISBN 978-3-7349-3067-6

Prolog:

1812. Die Brücke

Liebste A.,

ich weiß nicht, ob Dich dieser Brief erreichen wird, und ich weiß nicht, ob wir uns je wiedersehen. Aber ich will nicht sterben, ohne unser Kind in den Armen gehalten zu haben.

Was ich erlebe, ist grauenhaft. Tausende Kameraden sind gestorben, an Krankheiten, an Hunger, sie sind erfroren, wurden in Kämpfen erstochen und erschossen. Als wir endlich in Moskau ankamen, dachten wir, jetzt wird Frieden. Wir haben gefeiert, mit Champagner und frischem Brot. Dann haben die Russen die Stadt angezündet – Feuerteufel liefen nächtelang durch die Straßen. Die Brandspritzen haben sie vorher zerstört. Die Stadt brannte und mit ihr alles, was wir zum Leben brauchten. Also hat der Kaiser den Rückzug befohlen.

Während wir marschieren, wird es Winter. Wieder frieren und hungern wir, leben von schlechtem Pferdefleisch und hüllen uns in Lumpen. Gerade müssen wir den Fluss Beresina überqueren, wir haben eine Behelfsbrücke geschlagen. Die Russen schießen Granaten auf die Verzweifelten, die

vor dem Wasser warten. Meine Einheit versucht, die Angreifer zurückzudrängen, damit die Männer über die Brücke fliehen können. Auch Frauen und Kinder sind dabei. Sie stürmen gleichzeitig auf die rettende Seite, viele stürzen in die eisigen Fluten oder werden totgetreten. Es ist furchtbar. Wir wollen alle nur noch nach Hause.

Meine geliebte Frau, ich muss aufhören. Ich werde kämpfen, für den Kaiser und dafür, dass wir uns bald wieder küssen können – wie im Frühling im Kliebbruch. Es war wunderschön. Diese Hoffnung hält mich am Leben. Vergiss mich nicht.

Dein Dich liebender P.

1820. Ein Tag im September

Der 20. September war ein Mittwoch, ein milder Spätsommertag. Auf den Gassen rund um die Krefelder Friedrichstraße drängten sich an diesem Vormittag die Menschen. Die Händler in den Verkaufsbuden des Lampenmarktes priesen duftendes Gebäck an, Seidentücher und Brillen, Zinnkrüge und Geschirr, Töpfe und Pfannen. Heinrich Eickhoff, Lumpen- und Eisenwarenhändler aus der Fischelner Vorstadt, hatte gerade seine Auslage mit Nägeln aller Längen und Stärken sortiert, als von einer Seitengasse her schnelle Schritte und lautes Rufen ertönten. Ein kleiner Junge – es mochte ein Erstklässler sein – schob sich durch die Menge, er hatte es eilig. Hausfrauen, die einen Rempler abbekommen hatten, beschimpften ihn. Der Kleine war noch ein paar Fuß von Eickhoffs Stand entfernt, als ein älterer Gassenjunge ihm ein Bein stellte. Er flog in hohem Bogen auf die Straße, knallte gegen die Nagelauslage und riss dabei das Holzgestell um. Zwei Zoll lange Zimmermannsnägel, Kupfernägel, Hufnägel und feine Drahtstifte rasselten auf die Pflastersteine. Das klackernde Geräusch des sich zum Rinnstein ergießenden Stromes an Metallgut übertönte kurz den vielstimmigen Marktlärm. Die Umstehenden hielten den Atem an, besahen mitleidig das Unglück, taxierten den Händler und den am Boden liegenden Pechvogel und warteten gespannt auf die Reaktion des Alten. Der fuhr hinter sei-

nem Stand hervor und ließ eine Schimpfkanonade auf den Jungen los, von der dieser nur »alden Doll« und »Aapefott« verstand. Der Junge sprang auf, rieb sich kurz den Kopf, auf dem sich eine Beule abzeichnete, tauchte unter dem Arm des Händlers durch und lief weg. Dieser schrie ihm hinterher, fuchtelte mit den Händen und forderte die Umstehenden auf, den Jungen aufzuhalten, doch der war schon längst fort. Er musste weiter.

Zur gleichen Zeit ging ein stattlicher Mann in schwarzem Gehrock gemächlich die Friedrichstraße aufwärts. Der Mann trug in der Linken einen gedrehten drei Fuß langen Wurzelstock und hielt in der Rechten eine Zigarre, an der er von Zeit zu Zeit geistesabwesend zog. Er hatte gerade eine Unterredung mit seinem Vater gehabt, dem Chef der Seidenmanufaktur C. und J. Floh. Sein Vater hatte ihm bedeutet, dass er ihm demnächst die Leitung des Unternehmens übertragen werde. Cornelius de Greiff, mit neununddreißig Jahren im besten Mannesalter, hatte das mit Genugtuung gehört. Er war schon seit einigen Jahren derjenige, der die Firma im Kampf um Märkte, gegen ortsansässige und auswärtige Konkurrenz sowie maßlose Forderungen der Krefelder Hausweber führte. Die Stadt lebte von diesem Handwerk. Tausende von Webstühlen liefen in den Häusern der Familien. Doch wenn die Weber mehr Lohn verlangten, als der Markt hergab, würde das Geschäft zusammenbrechen und mit ihm der Wohlstand der ganzen Stadt. Er hatte das für sein Unternehmen bisher verhindern können und war stolz darauf. Im vergangenen Jahr hatte sein Vater ihm als Dank eine vierwöchige Reise in die Rheinpfalz spendiert, bequem im eigenen vierrädrigen Wagen mit Kutscher und Diener. Jetzt winkte ein große-

rer Lohn: Er würde endlich an der Spitze des Unternehmens stehen. Cornelius de Greiff lächelte zufrieden in sich hinein – genau in dem Moment, als ein vielleicht siebenjähriger Bengel um die Ecke der St. Antonstraße geschossen kam und, in eine andere Richtung blickend, im vollen Lauf gegen den Seidenfabrikanten prallte. Die Zigarre fiel zu Boden, und nur durch den stützenden Gehstock konnte de Greiff verhindern, dass er umgeworfen wurde. Dem Jungen geschah nichts: Das ansehnliche Bäumlein des Unternehmers war ein weicher Prellbock. Wenigstens eine gute Seite seines zunehmenden Gewichts, dachte de Greiff. Trotzdem würde er dringend abnehmen müssen, jetzt, wo er Chef eines Unternehmens war. »Tschuldigung!«, hörte er den kleinen Kerl noch rufen, dann war dieser verschwunden.

Als der Junge an der Schule gegenüber der evangelischen Kirche vorbeikam, verlangsamte er seinen Schritt. Eigentlich sollte er in der Schulbank sitzen. Aus dem Klassenraum drang das Lied »Bunt sind schon die Wälder, gelb die Stoppelfelder«, und leise sang der Junge mit: »... und der Herbst beginnt.« Er wäre jetzt gerne bei seinen Klassenkameraden gewesen und hätte dem gütigen Herrn Buchmüller zugehört. Wieso das heute nicht ging, konnte er dem Lehrer nicht erklären. Sein Vater hatte ihm erlaubt, die Schule ausnahmsweise ausfallen zu lassen, aber ein schlechtes Gewissen hatte er trotzdem. Er schob seinen Kopf kurz vor ein Fenster, um zu sehen, wer heute neben seinem Freund Georg saß, und erkannte missmutig, dass sich ausgerechnet Emil auf seinen Platz gesetzt hatte. Emil starrte gerade träumend auf die Straße, und – Pech für den Jungen – erkannte ihn sofort. »Der Heinrich ist da draußen!«, schrie Emil,

hundert Münder ließen ihren Gesang ersterben, hundert Köpfe drehten sich in seine Richtung, hundert Augenpaare starrten ihn durch die Fensterscheibe an. Und auch der Lehrer erblickte ihn, tadelnd den Kopf schüttelnd. Der Junge ging sofort in Deckung und rannte weiter. Er ärgerte sich. Aber er hatte jetzt keine Zeit, darüber nachzudenken, ob seine Mitschüler und der Lehrer ihn für einen Schulschwänzer hielten. Er hatte einen Auftrag.

In einem Bretterschuppen, der sich im Hinterhof eines Hauses an der neuen Landstraße nach Uerdingen befand, werkelte ein bärtiger Mann an einer seltsamen Apparatur. Auf dem Boden des Schuppens stand ein gusseiserner Ofen. Er wurde mit Steinkohlen befeuert und glühte fast, so heiß war er. Auf den Ofen hatte der Mann einen schweren Stahlzylinder platziert. Aus der Spitze des Zylinders ragte ein Rohr, dessen Ende mit einem Korken verschlossen war. Als der Mann den Korken entfernte, strömte Gas mit einem scharfen Zischen in den Raum. Er nahm einen brennenden Holzspan und führte die Spitze an das Rohr. Die Stichflamme ließ ihn erschreckt zurückweichen, dann brannte das Gas gleichmäßig und ließ den dämmrigen Schuppen in hellem Licht erstrahlen. »Es leuchtet, es funktioniert!« Der Mann tanzte wie ein kleiner Junge durch den Raum. Schweißperlen standen auf seiner Stirn, als er die Tür aufriss und in den Hof trat. Dort sah er einen Jungen die Straße entlanglaufen, der beim Anblick der hellen Flamme anhielt und neugierig durch den Hofeingang in den erleuchteten Schuppen starrte.

»Willst du mal was sehen, Junge?«, fragte der Bärtige.

»Nee, muss weiter, kann jetzt nicht«, erwiderte dieser hastig und lief schon wieder. »Kann ich später noch?«, rief

er, den Kopf zurückgedreht, als er schon fast um die Ecke gebogen war. Aber da war der Mann schon im Schuppen verschwunden.

Kurz zuvor hatte sich die Bäckerin Agnes Willicks in der Ortschaft Steckendorf vor den Toren der Stadt in das eheliche Schlafzimmer zurückgezogen. Agnes war kurzatmig und hatte Schmerzen. Sie wusste, was das bedeutete. Es war ihre vierte Schwangerschaft. Sie rief ihren ältesten Sohn Heinrich, dem sein Vater heute erlaubt hatte, nicht in die Schule zu gehen, damit er die Geburt des neuen Geschwisterkinds nicht verpasste, und schickte ihn nach Krefeld. Er solle schnell die Hebamme Anna Pleyer holen. Diese hatte, das wusste Heinrich, schon ihm selbst auf die Welt verholfen. Er zog seine rote Pudelmütze an und rannte los. Friedrich, der Vater der Kinder, war dabei, die Backstube aufzuräumen. Er wusste nicht recht, wohin mit sich.

»Mach mir ein paar Handtücher fertig«, bat Agnes ihn, als er seinen Kopf ins Schlafzimmer im ersten Stock steckte. Agnes hatte das ausgewaschene Leinenkleid an, das sie immer im Haushalt trug. Sie schwitzte. »Wird schon gut gehen«, sagte sie und lächelte Friedrich matt an. »Ist doch immer gut gegangen.« Durch das kleine Fenster zur Straße fiel die Vormittagssonne ins Zimmer. Dann stöhnte sie schwer und ließ sich zurückfallen.

»Ich hole die Handtücher«, versicherte der Bäcker schnell und verschwand nach unten.

Eine halbe Stunde später kam der Junge mit der Hebamme zurück. Während die Frauen im Schlafzimmer das Kind zur Welt brachten, saß Friedrich mit dem siebenjährigen Heinrich und dessen drei Jahre jüngerem Bru-

der – der ebenfalls Friedrich hieß, aber praktischerweise Fritz genannt wurde – in der Küche. Die einjährige Lisetta schlief fest in ihrem Kinderbett und zuckte nur kurz, als von oben Schreie herunterdrangen.

»Warum tut Kinderkriegen so weh?«, fragte Fritz.

»Tja, das Kind muss aus der Mama raus, und das ist nicht so leicht«, antwortete der Vater.

Der Kleine runzelte die Stirn. »Und wer macht das Mittagessen, wenn Mama ein Kind kriegt?«

»Was hältst du davon, wenn ihr beide zum Lampenmarkt lauft und uns eine Portion Backfisch holt?«, schlug der Vater vor. Heinrich überlegte kurz, wie sie den Fischstand erreichen könnten, ohne beim Metallhändler Eickhoff vorbeizukommen. Dann nahmen sie die Münzen, die ihr Vater ihnen gab, und rannten los.

Von oben ertönte erneut schmerz erfülltes Stöhnen, und Friedrich fühlte sich hilflos. Einige Momente war es ganz still, bevor der nächste Schrei erklang, eindeutig der eines Kindes. Schnell stürmte er die steile Treppe hinauf und riss die Tür auf.

»Es ist ein Junge, Friedrich«, sagte die Hebamme. Sie hielt ihm das blutige Kind hin, das sie in ein Handtuch gewickelt hatte. »Wie soll er heißen?«

Der Kleine kniff die Augen zusammen und drehte irritiert den Kopf in Richtung der Zimmertür, in der Friedrich stand. Der Vater trat heran und strich dem Kind sanft mit dem Zeigefinger über die Wange.

»Ich freue mich«, sagte er. »Ein schönes Kind. Gustav soll sein Name sein.« Er trat zu Agnes und küsste sie sanft auf den Mund, bevor sie erschöpft in ihr Kissen sank.

1823. *Der Duft von Brot*

Wenn Gustav sich in späteren Jahren an seine Kindheit erinnerte, hatte er immer einen besonderen Duft in der Nase: den Geruch von frisch gebackenem Brot. Es war eine Mischung aus einer leicht metallischen Note, dem Duft von verbranntem Buchenholz und dem Aroma von ausgebackenem Mehl, die von der Backstube in die Wohnräume des ersten Stocks emporstieg, wo sie ihre Verheißungen in den Schlafzimmern verbreitete. Zog ihm dieser Geruch in die Nase, spürte er: Die Eltern sind wach und am Werk, ein neuer Morgen hat begonnen. Augenblicklich sprang der Junge dann aus dem Bett. Denn Gustav war neugierig auf jeden neuen Tag. Also galt es, morgens keine Zeit zu vertrödeln.

Die Bäckerei Puller lag direkt an der Straße, die von Krefeld nach Moers führte, fünf Minuten vom Krefelder Friedrichsplatz entfernt. Die Familie bewohnte einen zweistöckigen Steinbau mit schnörkelloser Fassade, den Gustavs Großvater zur Bäckerei ausgebaut hatte. Unten befand sich das Ladenlokal mit einem Fenster zur Straße, davor schwankte ein Metallschild mit einer Brezel darauf im Wind. Als Eingang diente eine massive Eichentür, die jedes Mal ein Glöckchen in Bewegung setzte, wenn Kunden den Laden betraten. Der Dielenboden war mit den Jahren abgenutzt und meist von einer kaum sichtbaren Mehlschicht gepudert. Gegenüber der Eingangstür stand

eine solide gezimmerte Holztheke, unter der auf einem Gestell ein halbes Dutzend offener Kisten ruhte, gefüllt mit goldbraun ausgebackenen Brötchen aus feinem Weizenmehl, knusprigen dunklen Roggenbrötchen und mit Salz bestreuten Brezeln. In einem Regal an der Wand hinter der Ladentheke lagen die Brote: groß und schwer die einen, klein und leicht die anderen, die Kruste je nach Sorte kross oder weich, dunkel oder hell, eine duftende Darbietung für die unterschiedlichsten Geschmäcker – und Geldbeutel.

An besonderen Tagen aber gab die Theke Schätze frei, denen kaum jemand widerstehen konnte. Die schweren und süßen Karnevals-Mutzen etwa, mit Rosenwasser, Branntwein und dem abgeriebenen Gelben einer Zitrone zubereitet, in Schmalz ausgebacken, in ihrer kleineren Ausgabe auch als Mutzenmandeln im Angebot, aber von den Kunden nur Nonnenfüzchen genannt. In der Adventszeit backten die Eltern wunderbar duftende Zimtsterne, braune und weiße Lebkuchen und Vanillekipferl, das ganze Haus roch nach Nelken und Zimt, Kardamom und Zitronat. Gustavs liebste Süßigkeit aus der Backstube aber war die legendäre »Appeltaat«, die an keinem Wochenende in der Auslage fehlen durfte. Der Teig bestand aus weißem Mehl und fettem Rahm und fasste oben und unten eine Füllung aus gedünsteten und mit Rosinen, geriebenen Nüssen und Vanillezucker verfeinerten Äpfeln ein. Wenn etwas von dieser Köstlichkeit nicht den vorgesehenen Weg in den Korb einer Käuferin fand – was leider zu selten der Fall war –, bekamen die Kinder die übrig gebliebenen Stücke am Sonntag zum Kaffeetrinken. Das war immer ein Fest.

Alle diese himmlischen Genüsse waren für die meisten Kundinnen unerschwinglich und nur zu besonde-

ren Anlässen einer ernsthaften Erwägung wert. Was die Menschen in Steckendorf täglich brauchten, war nahrhaftes Roggenbrot, sättigend und bezahlbar. Gustavs Vater bereitete den Sauerteig immer schon am Vortag zu. Bereits morgens mischte er den vom letzten Backgang zurückgehaltenen Teig mit lauwarmem Wasser und setzte eine gewisse Menge neuen Mehls zu – »Anfrischen« nannte der Vater diesen Vorgang, den es dann nach sechs, sieben Stunden zu wiederholen galt. Nach erfolgter Zubereitung durch den Bäcker schien der Teig sich eine Weile wohlzufühlen und verströmte einen leicht weinigen Duft, der auf den Jungen eine betörende Wirkung ausübte. Doch schon einen halben Tag später verlangte er wieder nach den knehenden Händen des Meisters, der den Teig, als bekäme dieser nach dem beschwipsten Gärvorgang einen Kater, aufs Neue mit Mehl versetzen und durchwalken musste. Andernfalls würde der Teig, so erklärte der Vater, sauer, was nicht erwünscht war, auch wenn er Sauerteig hieß.

Manchmal, wenn Gustav vor der Zeit erwachte und nicht mehr einschlafen konnte, schlich er sich aus dem Schlafzimmer der Brüder nach unten in die Backstube, wo schon um drei Uhr sein Vater und dessen Geselle Franz bei der Arbeit waren. Gustav suchte sich einen Platz auf der Bank neben dem Ofen und sah den Männern zu. Die hatten den Teig inzwischen in Portionen geteilt und formten mit mehligten Händen armdicke Würste und kleine, runde Gebilde. Nachdem sie die Rohlinge mit einem Messer kreuzförmig geschlitzt hatten, legten sie diese auf lange Bretter.

Franz hatte inzwischen den Ofen gefeuert, dessen gemauerter Boden von einer steinernen Decke überwölbt und der zur Backstube hin durch eine Brandmauer

begrenzt wurde. Der Geselle hatte dazu mit einem Schieber, Krücke genannt, die trockenen Scheite in das hintere Ende bugsiert, wo er sie mit einem Kienspan anzündete. Waren sie heruntergebrannt, wurde nachgelegt. Danach zog er die glühenden Holzstücke in die Mitte des Ofens und brachte erneut trockenes, fein gespaltenes und hell brennendes Holz ein. Auch diesen Vorgang musste Franz wiederholen – da stand ihm schon der Schweiß auf der Stirn und lief über seine Brust. Zuletzt fegte er die restglühenden Kohlen aus dem Ofen – endlich war dieser heiß genug.

Jetzt schoben Franz und Gustavs Vater die Brote mit Hilfe einer langen Holzschaufel tief in den Ofen und ließen sie dort mit einem Ruck auf den glühenden Boden gleiten, die Achtpfünder nach hinten, die kleinen Runden und die Brötchen nach vorne. Eine Zeitlang lagen sie dort, bevor der Vater eine Reihe von Zuglöchern öffnete, durch die mit leichtem Zischen Wasserdampf entwich. Der Raum füllte sich mit einer feuchten, warmen Luft, und die beiden schwitzenden Männer nutzten diesen ersten Moment der Ruhe seit Stunden, um das Fenster aufzureißen, die frische Morgenluft hereinzulassen und ein großes Glas Brunnenwasser zu trinken. Gustav lag genießerisch auf seiner Bank und fieberte dem Moment entgegen, in dem er eines der köstlich duftenden, noch heißen Brötchen würde probieren dürfen.

1824. *Im Geheimversteck*

Es war kurz nach Gustavs viertem Geburtstag, als er das Geheimversteck entdeckte. Hinter der Backstube befand sich ein Vorratsraum mit hölzernen, offenen Regalen, in denen Brote, Kuchen und anderes Gebäck gelagert wurden, die auskühlen mussten oder im Ladenlokal gerade keinen Platz mehr fanden. An einer Seite des Raums befand sich ein fest eingebauter Schrank, dessen Türen sich abschließen ließen. Das oberste Fach konnte man nur umständlich über eine seitlich am Schrank befestigte Leiter erreichen. Gustav hatte es eines Tages durch Zufall entdeckt, als er, neugierig wie er war, herausfinden wollte, wohin die Leiter führte. Als er das Fach erreichte, erkannte er, dass es vollkommen leer war. Ein winziger Lichtstrahl fiel von der Rückwand in den Schrank. Er kletterte hinein, zog die Tür hinter sich zu und untersuchte die Quelle des Lichts. Schnell stellte er fest, dass die Rückseite des Schranks hier oben unsauber gearbeitet war und zwischen zwei rückwärtigen Brettern eine Lücke klaffte. Auch die Ausfachung der Wand zwischen Vorratsraum und Laden war nicht ganz dicht. Der Junge pulte mit einem alten Besteckmesser so lange in dem Lehm herum, bis das Loch zwei Finger breit war. Er erkannte, dass es in dem Regal hinter der Theke endete. Durch sein Guckloch hatte er einen guten Ausblick auf die andere Seite der Theke, dorthin, wo die Kundinnen standen. Und

er konnte sie von hier aus nicht nur sehen, sondern auch hören. Gustav war begeistert: Im Laden herumzulungern, war den Kindern nicht gestattet, es machte keinen guten Eindruck, fanden die Eltern. Aber hier oben konnte ihn niemand sehen – und er hatte alles im Blick. Ein perfektes Geheimversteck. Hier konnte ihn niemand stören – die älteren Geschwister nicht, die ihn gerne ärgerten, und auch nicht seine kleine Schwester Maria, die vor zwei Jahren als fünftes Puller-Kind auf die Welt gekommen war und ihn mit ihrer Anhänglichkeit manchmal nervte.

Von nun an kroch Gustav immer wieder in das Schrankfach und lauschte auf das, was die Kundinnen erzählten. Bald merkte er, dass es, wenn es um gute Geschichten ging, unter den Frauen ergiebige und weniger ergiebige Quellen gab. Eine der am fröhlichsten sprudelnden war Elfriede Backes, die Besitzerin eines Winkels in der Nachbarschaft, die ihren Laden stolz »Spezereiwaren-Handel« nannte. Elli, wie alle sie riefen, war klein, dick, und sie war eine Tratschtante. Meist kaufte sie nur ein großes, dunkles Brot – so gut ging ihr eigener Laden am Ende nicht, dass sie sich Teilchen und feine weiße Brötchen hätte leisten können. Aber sie ließ keine Gelegenheit aus, die Kundinnen in der Bäckerei an allem teilhaben zu lassen, was sie in ihrem Winkel an Geschichten gehört hatte, und das war in der Regel nicht wenig.

So erfuhr Gustav in seinem Geheimversteck aus dem Mund von Elli etwa, dass gerade ein gewisser Herr Holländer in Krefeld logierte, der Hühneraugen wegschnitt. Sie berichtete, dass Herr Holländer Hühneraugen mit einem scharfen Messer entferne und das gar nicht wehtue. Das habe sie von einer Nachbarin gehört, die die Dienste dieses reisenden Operateurs in Anspruch genommen habe.

Gustav traute seinen Ohren nicht. Im Garten der Pullers hinter dem Backhaus stand ein Hühnerstall, in dem die Familie zwei Dutzend Hennen hielt, denn Eier brauchten sie täglich. Als Elli mit den anderen Kundinnen darüber diskutierte, ob ein Messer, eine Nadel oder das Auflegen von Pflastern mit rotem Quecksilber am zuverlässigsten zum Ziel führten, war der Junge entsetzt. Ihre Hühner trugen alle Namen, die seine Mutter ihnen gegeben hatte – Großer Schlappkamm oder Kleiner Schlappkamm etwa, Wibbelsterz hieß ein drittes. Gustav durfte ihnen oft die Körner und Kartoffelschalen in den Verschlag bringen, die sie aufpickten. Ihre Augen waren den Hühnern ganz offenbar wichtig, denn beim Picken ruckten sie immer mit den Köpfen hin und her, um alles im Blick zu haben. Wie jemand auf die Idee kommen konnte, sie ihnen zu entfernen, verstand er nicht. Erst abends konnte Gustav seine Mutter fragen, was für ein furchtbares Gewerbe jener Herr Holländer da betrieb, und es beruhigte ihn sehr zu hören, dass der Mann für Schlappkamm und Wibbelsterz keine Gefahr darstellte.

»Er behandelt nur böse Stellen an unseren Füßen, die aussehen wie Hühneraugen und deswegen so genannt werden«, erklärte seine Mutter. Und es schien, dass viele Krefelder an solchen litten, weil sie nur schlechte und harte Schuhe besaßen. Deswegen hatte ein Fußarzt, der sich auf sein Handwerk verstand, hier gut zu tun. Gustav bestand darauf, dass seine Mutter seine Füße examinierte, sicher war sicher. Seine Zehen fand sie augenfrei, und Gustav konnte beruhigt einschlafen. Er träumte allerdings von einer finsternen Gestalt, die mit verschiedenen Messern, Nadeln und Tuben um den Hühnerstall schlich und die Tiere in Angst und Schrecken versetzte, bis ein

tapferer Junge mit einer Laterne in der Hand die Stiegen in den Hof hinabkletterte, um nach der Ursache des nächtlichen Gegackers zu forschen. Der Fremde suchte mit irrem Blick das Weite und die Tiere konnten getröstet in ihre Nester zurückkehren.

1826. Edes Bande

An einem Frühlingstag im Jahr 1826 nahm seine Mutter Gustav an die Hand und sie liefen bis zur großen evangelischen Kirche in Krefeld. In einem Haus auf der Nordseite des Kirchplatzes unterrichtete der Lehrer Buchmüller die Kinder der Elementarschule. Drei solcher Schulräume gehörten zur evangelischen Gemeinde, zwei weitere zur katholischen. Nun war es nicht so, dass alle Mädchen und Jungen eine Schule besuchten. Obwohl der König im vergangenen Jahr die Schulpflicht eingeführt hatte, fanden viele Eltern, ihre Kinder sollten stattdessen arbeiten. Und auch der Bürgermeister war der Meinung, dass nicht alle Sprösslinge der zugereisten kinderreichen Weberfamilien Lesen und Schreiben lernen mussten, jedenfalls nicht, wenn die Stadt das bezahlen sollte. Und da das von den Eltern zu entrichtende Schulgeld die Kosten nicht deckte, gab es zwischen den Kirchengemeinden, die sich um die Schulen kümmerten, und der Stadtverwaltung ständig lästigen Streit über Geldfragen. Dass sich das Militär bereits über ungebildete Soldaten aus Krefeld beschwerte und die Justiz über Gesetzesbrecher aus der Stadt klagte, die nie eine Schule von innen gesehen hätten, störte den Bürgermeister nicht. Man konnte sich ja viel wünschen, aber eben nicht alles leisten.

Gustavs Eltern sahen das anders. Seine Mutter Agnes war Analphabetin. Nicht einmal ihren Namen konnte

sie schreiben, und sie schämte sich dafür. Dieses Gefühl wollte sie ihren Kindern ersparen. Darum stand sie jetzt mit Gustav vor dem Mann, der auch schon ihren ältesten Sohn Heinrich unterrichtet hatte – wenn auch mit mäßigem Erfolg – und bei dem ebenfalls die Geschwister Fritz und Lisetta auf der Schulbank saßen. Samuel Buchmüller war ein gutmütiger Herr von fünfundvierzig Jahren, der das Amt des Lehrers an der ersten evangelischen Elementarschule Krefelds seit nunmehr zwei Jahrzehnten versah, ebenso den Küsterdienst in der Kirche. Agnes fand ihre Kinder bislang gut bei ihm aufgehoben, auch wenn es ihr ein Rätsel war, wie ein einzelner Mann – mit einem mittelmäßig begabten Hilfslehrer an der Seite – eine Schar von bis zu einhundertvierzig Kindern in einem Raum bändigen, geschweige denn unterrichten konnte. Gustavs Name jedenfalls wurde in eine Liste eingetragen, dann gab der Lehrer dem Jungen die Hand und hieß ihn willkommen.

Die Elementarschule bestand aus vormittäglichem Unterricht von neun bis elf Uhr, und nachmittags von zwei bis vier. Der Klassenraum war so groß, dass Gustav sich zuerst in einer Kirche wähnte: zwölf Sitzreihen mit je zwölf Plätzen, unterbrochen von einem Mittelgang, in dem der Lehrer unablässig auf und ab ging. Die beiden vordersten Reihen waren für die Erstklässler reserviert, die sich verschüchtert in ihre Bänke geklemmt hatten und nicht wussten, was von ihnen erwartet wurde. Die anderen – klassenweise aufsteigend sortiert – kannten sich bereits, und so herrschte in dem Saal am ersten Tag des neuen Schuljahrs ein großes Hallo. Erst als Herr Buchmüller mit seinem Gehilfen Heinrich – die Schüler nannten ihn ohne allzu viel Respekt nur Henne – erschien und mit einem Rohrstock vernehmlich zweimal kurz auf den

Katheder knallte, kehrte Ruhe ein. Er lächelte freundlich und begrüßte die Kinder mit der Aufforderung, gemeinsam »Die güldene Sonne« anzustimmen. Mehr als hundert Kinderstimmen füllten den Saal – durch dessen hohe Fenster tatsächlich die Sonne ihre ersten Strahlen schickte – mit einem fröhlichen, wenn auch nicht allzu harmonischen Gesang: »Die güldene Sonne bringt Leben und Wonne, die Finsternis weicht. Der Morgen sich zeigt, die Röte aufsteiget, der Monde verbleicht ...« Anschließend hieß Herr Buchmüller die Neuen willkommen und forderte dann die älteren Schüler auf, ihre Schreibhefte herauszuholen und aufzuschreiben, was sie in den vergangenen Wochen erlebt hätten. Die Schüler begannen mit ihrer ersten Aufgabe des Tages, während Henne mit hinter dem Rücken verschränkten Armen durch den Mittelgang patrouillierte, um für Ruhe zu sorgen. Indes wandte sich Herr Buchmüller den Erstklässlern zu und fragte sie, woher der Begriff »I-Dötzchen« komme. Ein Junge, der so klein war, dass er kaum über den Tisch gucken konnte, rief, ein Dötzchen sei »enne Pünkske«, vielleicht weil sie alle so klein seien wie das Pünktchen auf dem »i«. Das mit dem Punkt stimme, sagte Herr Buchmüller, und man nenne sie I-Dötzchen, weil das »i« der erste Buchstabe sei, den Schüler lernten. Er forderte sie auf, ihre Schiefertafeln herauszuholen und mit dem Griffel Striche mit Punkten darauf zu malen, »i« eben. Die Schüler kramten ihre Tafeln aus den Papphüllen und malten mit verbissener Konzentration Striche und Punkte. Herr Buchmüller ging an den Pulten vorbei, hieß die Kinder vorsichtig kratzen, damit sie Tafeln und Griffel schonten, hielt den einen oder die andere dazu an, die rechte Hand zu benutzen, mit der man üblicherweise schrieb. Und schüttelte den Kopf, wenn er an einem Tisch

vorbeikam, auf dem keine Schiefertafel lag, weil die Eltern vergessen hatten, sie mitzugeben, oder einfach kein Geld gehabt hatten, eine Tafel zu kaufen. Für diese Fälle hatte der Lehrer ein halbes Dutzend alter Tafeln im Katheder, auch wenn sie schon ziemlich verbraucht aussahen. Gustav hatte sein Exemplar von Heinrich geerbt, was er für kein gutes Vorzeichen hielt, hatte sie aber schon nach wenigen Minuten mit den geforderten Buchstaben gefüllt.

Als die zwei Stunden vorüber waren, schoben sich die Schüler laut redend und lachend auf den Platz vor der Kirche. Gustav stand in der Sonne und suchte seine Geschwister. Neben ihm blieb Willi stehen, sein neuer Sitznachbar, der aus Inrath kam, einem anderen Vorort von Krefeld nicht weit von Steckendorf. »Sollen wir zusammen nach Hause gehen?«, fragte Willi ihn, und Gustav, der ja nun ein Schulkind war und, wie er fand, selbst entscheiden konnte, mit wem er nach Hause ging, stimmte zu. Außerdem mochte er Willi. Er drückte sich seine neue Mütze, die er von den Eltern zur Einschulung bekommen hatte, in die Stirn und verschwand mit Willi Richtung Kirchstraße. Bei der Königstraße bogen sie links in die Lohstraße ab, die am Spritzenhaus vorbeiführte, diskutierten über ihren Lehrer Buchmüller und fragten sich gegenseitig über die Berufe ihrer Eltern aus. Willi erzählte, dass sie zu Hause Seide webten, was Gustav sich nicht recht vorstellen konnte. Seine Mutter besaß einen cremefarbenen Seidenschal, den sein Vater ihr einmal zum Geburtstag geschenkt hatte. Sie verwahrte ihn in einer Schublade im Schlafzimmer, und manchmal durfte Gustav ihn holen, um ihn zu berühren. Was für ein weicher und glänzender Stoff! Sein Vater hatte ein weißes Seidenhemd, das er an besonderen Festtagen trug. Und Tante Alettas ganzer Stolz bestand in

einer Sammlung an bunten Seidenbändern, mit denen sie ihren Sonntagshut schmücken konnte. Die reichen Leute in Krefeld, so hatte Gustav gehört, würden sogar in seidener Bettwäsche schlafen. Wie schön musste das sein! Und diesen traumhaften Stoff stellte Willis Vater her? Wie war das möglich? Gustav bewunderte ihn.

Er hatte gerade begonnen, Willi von der Bäckerei seiner Eltern zu berichten, als plötzlich vier Jungs vor ihnen standen und ihnen breitbeinig den Weg versperrten. Sie mochten zehn Jahre alt sein, trugen verdreckte Leinenhosen, die vermutlich mal beige gewesen waren, und fleckige Hemden. Jeder von ihnen hielt einen Holzstock, den er provozierend von einer Hand in die andere wandern ließ.

»Na, ihr Süßen, wo kommt ihr denn her?«, fragte einer, der der Anführer der Gruppe zu sein schien, in höhnischem Tonfall.

»Aus der Schule«, antwortete Gustav, sah sich dabei vorsichtig um und stellte fest, dass die Straße verlassen war.

»Aus der Schule, ui, ui«, machte der große Junge Gustav nach und grinste dabei spöttisch. Er war drahtig, hatte kleine, blitzende Augen und fettiges schwarzes Haar. »Die jungen Herren sind etwas Besseres.« Dann wandte er sich an seine Kumpel, die ihn erwartungsvoll ansahen. »Obwohl – Lesen und Schreiben zu lernen, könnte euch auch nicht schaden, ihr Dummköpfe.« Dann lachte er schallend über seinen eigenen Witz. »Tja, leider können sich unsere Eltern das nicht leisten«, erklärte er mit gespielter Bedauern und einem Schulterzucken. »Aber vielleicht könnt ihr uns ja ein bisschen unterstützen, wie wäre das?« Dann trat er einen Schritt auf sie zu, während seine Kumpel nachrückten und ihre Knüppel fester packten. »Zeigt mal her, was habt ihr denn da?« Als

Willi Tafel und Griffelkasten hinter seinem Rücken verschwinden lassen wollte, griff der Junge blitzschnell zu und riss sie ihm aus der Hand. »Eine Tafel, schau mal an. Und so schöne Buchstaben darauf. Lauter ›i‹. War wohl euer erster Tag heute?« Er reichte die Beute, ohne sich umzusehen, nach hinten zu seinen Freunden. Dann ging er auf Gustav zu. »Und jetzt du, mein Freund, gib her.«

Gustav wich zurück und rief empört: »Lass mich in Ruhe, das darfst du nicht!«

Blitzschnell hatte der Junge ausgeholt, Gustav mit der Rechten eine schallende Ohrfeige verpasst und mit der Linken gleichzeitig seine Mütze vom Kopf gerissen.

»Schau an, was wir da haben«, sagte er mit schleimiger Stimme, »das ist aber eine schöne Mütze. Hat Mami dir zum ersten Schultag geschenkt, was? Das ist aber nett von dir, sie mir zu leihen.« Er strich genießerisch mit seinen Fingern über den Stoff. Dann verhärtete sich sein Gesicht plötzlich: »Und jetzt die Tafel, aber dalli.« Er nahm sie Gustav ab, ebenso den Griffelkasten, reichte beides wieder nach hinten. »Schaut nach, ob sie sonst was dabeihaben«, befahl er seinen Kumpanen und zwei traten hervor, um Willi und Gustav abzutasten.

»Kein Geld, nix zu fressen«, stellte einer fest und stieß Gustav mit einem verärgerten Schlag vor die Brust gegen die Stadtmauer.

Da bogen von der Gartenstraße aus zwei Männer mit Spazierstöcken, schwarzen Anzügen und Hüten in die Lohstraße ein, sahen die Straßenjungen und ihre Opfer, begriffen sofort, was vor sich ging, und riefen: »He, was macht ihr da?«

Der Anführer blieb noch einen Moment stehen, als überlegte er, ob sie es mit den zwei Erwachsenen auf-

nehmen sollten, doch seine drei Freunde wandten sich schon zur Flucht.

»Lass uns abhauen, Ede«, rief einer, dann drehte auch er sich um, sie rannten um die Ecke auf die Moerser Straße und waren verschwunden.

Die Männer – offenbar Geschäftsleute aus der Nachbarschaft – wandten sich den Erstklässlern zu. Gustav schilderte mit vor Wut tränenden Augen, was passiert war.

»Schon gut, schon gut«, versuchte einer der Herren, ihn zu beruhigen. »Ihr geht jetzt nach Hause, und wir machen eine Meldung beim Kommissar.« Dann murmelte er noch etwas von »widerlichen Herumtreibern«, die, wenn sie schon nicht zur Schule gingen, ins Arbeitshaus gehörten und so oder so eine richtige Tracht Prügel verdient hätten. Bedröppelt machten sich die beiden I-Dötzchen, die vor einer halben Stunde noch so stolz gewesen waren, auf den Heimweg, Willi nach Inrath, Gustav nach Steckendorf.

Als sie am nächsten Morgen den Kirchplatz betraten, kam Lehrer Buchmüller auf die Jungen zu. »Kommt mit in die Kirche, Kommissar Walther will mit euch sprechen«, sagte er.

Gustav und Willi bekamen einen Riesenschreck. Der Polizeikommissar? Jeder kannte Leonhard Walther, und jeder hatte großen Respekt vor ihm. Mit der Polizei hatte keiner gerne zu tun. Hatten sie etwas ausgefressen? Der Kommissar saß in der ersten Bank, den Blick auf das Kreuz über dem Altar gerichtet, fast hätte man ihn für einen im Gebet versunkenen Geistlichen halten können. Der Lehrer schob die Jungs in die Kirche und kündigte mit vernehmlicher Stimme ihr Erscheinen an. Der Kommissar stand auf, ging auf sie zu und forderte sie kurz, aber nicht unfreundlich auf: »Jetzt erzählt mal, was ges-

tern auf der Lohstraße geschehen ist.« Sie berichteten, was die großen Jungen mit ihnen gemacht hatten, Kommissar Walther hörte zu und nickte nachdenklich. Dann nahm er eine lederne Aktentasche, die auf einem Stuhl lag, öffnete sie und zog zwei Schiefertafeln in Papptaschen und zwei Griffelkästen heraus.

»Sind das eure Sachen?«, fragte er.

»Ja, das sind sie«, sagten Gustav und Willi wie aus einem Mund. Sie konnten es kaum glauben. Wo hatte der Kommissar sie her?

»Und eine Mütze, sagst du? Wie sah die aus?«

»Eine beige Mütze mit einem Schirm vorne dran und einem kleinen Bommel oben drauf«, antwortete Gustav.

Der Kommissar ging zur Tür der Sakristei, einem kleinen, fensterlosen Raum neben dem Chor, in dem sich der Pfarrer vor dem Gottesdienst den Talar anzog, und riss sie auf. »So eine?«, fragte er.

In dem Raum saß jemand auf einem Stuhl, mit dem Rücken zu ihnen. Gustav wusste zuerst nicht, was der Kommissar wollte, bis ihm auffiel: Der, der da auf dem Stuhl saß, hatte eine Mütze auf. »Ja, das ist sie.« Gustav erkannte sie sofort.

Walther schrie den Jungen an, er solle sich umdrehen. Nachdem dieser der Aufforderung in provozierender Langsamkeit nachgekommen war, nahm der Kommissar ihm die Mütze vom Kopf, legte sie behutsam auf einen Tisch neben dem Stuhl, zog den Jungen an beiden Ohren hoch, sodass er aufstehen musste, holte mit der Rechten aus und verpasste ihm eine schallende Ohrfeige.

»Die Schiefertafeln haben wir bei ihm zu Hause gefunden«, erklärte der Kommissar, ohne den Blick von Ede abzuwenden. »Seine Freunde waren ja so nett, ihn bei ihrer